

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 22 (1939)
Heft: 7

Artikel: Gottfried Keller
Autor: Akert, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Herr Bischof in Solothurn «leider» verhindert zu erscheinen; er hätte auch nicht die Rolle spielen können wie der Bischof, der die päpstliche Bulle aus den Händen Pius II. empfing. Deshalb lieh er seine Pontifikalpantoffeln dem Abte des von den Freisinnigen aufgehobenen Klosters Mariastein, damit er den liberalen Regierungsräten Imhof und Ludwig eine klangvolle Messe vordemonstrieren könne. Muss das «Pax vobiscum» des messelesenden Abtes den liberalen Regierungsvertretern glaubwürdig in die Ohren geklungen haben!

So, nun gehen wir wie der Ministrant mit dem Messbuch von der Rechten zur Linken, zu den Evangelischen.

Anlässlich der Büstenübergabe dankte der Präsident der Büstenkommission allen denen, die zur Entstehung des Kunstwerkes beigetragen haben; als stummes Symbol der schweizerischen Geistesfreiheit und edler Toleranz soll die Büste Pius II., des Gründers der Universität, in der *heute evangelischen*, ursprünglich aber katholischen Universität Basel aufgestellt werden. So heisst es im Bericht der nach dieser Richtung sicherlich zuverlässigen «Basler Nachrichten».

Die Bezeichnung «evangelisch» stammt aus dem Munde des Herrn Prof. Dr. Joseph Anton Häfliger, ordentlicher Professor der Pharmazie an der Basler Hochschule. Wir erklären, dass die Basler Hochschule keine evangelische Lehranstalt ist, auch dann nicht, wenn sich an ihre Rockstöße eine protestantisch-theologische Fakultät hängt, die ja gar keine Wissenschaft mehr vertritt. Es hätte also vollkommen genügt zu sagen, dass die Basler Hochschule einmal katholisch war, es heute aber nicht mehr ist. Voilà tout.

Wir wissen sehr wohl, dass mit der sogenannten Reformation die evangelische Kirche eine ebenso anmassende Rolle in der Basler Hochschule spielte wie die römisch-katholische in den ihr unterworfenen Lehranstalten. Seit ungefähr 30 Jahren haben wir in Basel, bis auf einen kleinen Rest, die Trennung von Staat und Kirche, so dass also die Kirche kein Recht mehr hat, in den Schulen des konfessionell neutralen Staates mitzuwirken. Aber wie's eben so geht. Auch die utochristliche Kirche sehnt sich nach dem früheren Herrschaftsbereich und erteilt in den konfessionslosen Schulen des einstigen Freundes Staat biblischen Unterricht. Wie's unten getrieben wird, so wird's oben auch der Fall sein. Gegen das Fallenlassen der theologischen Fakultät wehrte sich die protestantische Kirche durch ihre Vertreter der theologischen «Wissenschaft». Um nach aussen das Gesicht wie die andern Universitäten zu wahren, hat man die theologische Fakultät noch einmal belassen, aber das gibt dem Herrn Prof. Dr. Häfliger kein Recht, von einer «evangelischen» Hochschule zu sprechen. *Die Wahrung der politischen Freiheiten und die Erlangung der wirtschaftlichen Freiheit hat zur Voraussetzung eine freie Wissenschaft.* Wahre Wissenschaft hat nichts zu tun mit den von der Kirche den Gläubigen aufgedrängten Dogmen. Wahre Wissenschaft hat nichts zu tun mit jenen Gebieten, von denen wir jetzt noch nicht alles wissen können. Wahre Wissenschaft hat nichts zu tun mit den von Menschen erfundenen Offenbarungen einer Gottheit, die, im Verein mit den Menschen, sich gemodelt hat, je nach Bedürfnis. Wer ernstlich Wissenschaft betreibt, wie zweifellos Herr Prof. Dr. Häfliger, nimmt nicht Zuflucht zum Mystizismus, der angeblich alle Schleier lüftet und durch übersinnliche Offenbarungen tröstet (?).

Dass der Rector magnificus, Herr Prof. Dr. theolog. u. phil. E. Staehelin auch den Herrgott anrief versteht sich am Rande bei einem Theologen. Aber man greift sich an den Kopf und fragt sich, ob im 20. Jahrhundert noch ein Gelehrter, ein moralisch angelegter Mensch, sich so feig vor dem himmlischen Autokraten beugen kann. Die Mächtigen dieser Erde und ihre Prätorianergardisten in Schule und Wirtschaft erschienen und erschleichen immer einen sogenannten lieben Gott, eine von oben gewollte sittliche Weltordnung, eine nirgends verbürgte Einheit von Idee und Leben. Gott habe das

Universum geschaffen, den Menschen mit seinem Geiste erfüllt (?) und ihn zum Herrscher dieses Universums gemacht, damit er zur Erkenntnis Gottes und zur Gottähnlichkeit gelangen könne, so sprach der Herr Rektor. Man überlege sich diese Sätze und dann wird man finden, mit welcher Virtuosität die theologischen Wissenschaftler den Rank finden aus ihrem mystischen Offenbarungsglauben. Wir, die wir mit beiden Füssen auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit stehen und immer mehr zu erkennen bemüht sind, *was ist*, sagen, dass der Mensch des Menschen «Gott» ist und dass wir der grössten Aufgabe genügen, wenn wir uns in den sozialen Dienst stellen. Es ist ein Sammelsurium von Heuchelei, Betrug und Sophistik nötig, um an einer Hochschule die Bibel als ein von Gott inspiriertes Buch hinzustellen und zum Gegenstand des Studiums zu machen und zu diesem Herrn der Heerscharen beten zu lassen. Wenn's aber nicht Heuchelei oder Betrug ist, was die Herren Theologen natürlich bestreiten, dann ist's eine phänomenale Fähigkeit der Selbstdäuschung oder eine Hoffnung auf die bleibende Urteilslosigkeit der Massen. Auch ein Universitätslehrer sollte diese Urteilslosigkeit bekämpfen, das Wissen klären und das Nichtwissen mit Kenntnissen aus der Natur füllen. Aber — die Nacht weicht langsam aus den Tälern — und aus den Hochschulen.

Eugen Traber, Basel.

Gottfried Keller.

Von Ernst Akert.

Am 19. Juli dieses Jahres wäre Gottfried Keller 120 Jahre alt, lebte er noch, und nächstes Jahr jährt sich am 15. Juli zum fünfzigsten Male der Todestag des Dichters.

Der anerkannt grösste Schweizerdichter, von dem der Literaturhistoriker Richard Meyer erklärte, dass er in ihm den grössten Schöpfergeist erblicke, der im deutschen Sprachgebiet seit Goethe erschien, von dem Joseph Viktor Widmann sagte, dass er mit seinem Altersroman «Martin Salander» dem Schweizervolk das Wertvollste in nationaler und erzieherischer Hinsicht geschenkt, das es seit Schillers Tell erhalten habe, dieser Schweizerdichter Gottfried Keller schenkte dem Schweizervolk, als er 25 Jahre zählte, das schöne Lied «O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so innig, freurig lieb' ich dich», dessen letzte Strophe lautet:

«Werf ich ab von mir, dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland.»

Das Lied ist zur Nationalhymne des Schweizervolkes geworden neben Zyssigs Schweizerpsalm und dem Liede «Rufst du mein Vaterland». Es ist wohl dasjenige Lied Gottfried Kellers, das die weiteste Verbreitung gefunden und den Namen des Dichters am meisten bekannt gemacht hat. Als Keller dieses Lied dichtete (1844), war er eben im Begriff, den Beruf des Kunstmalers an den Nagel zu hängen und Dichter zu werden. Er erkannte, dass er das Zeug zum Maler nicht besitze, und entdeckte eben in dieser Zeit, dass ihm lyrische und politische Gedanken einfießen und sich leicht in poetischer Form gestalteten. Also verlegte er sich aufs Dichten, hatte aber daneben keinen Beruf. Er las viel, hörte etwa ein Kolleg an der Universität, trank mit den Studenten herum und faulenzte bis zu seinem 30. Jahre, so dass seine Freunde und Gönner mit Besorgnis fürchteten, er könnte verbummeln, seine Talente vergeuden und zuletzt versumpfen. Dank der Intervention der zwei Professoren Hitzig und Löwig liess die Zürcher Regierung Gottfried Keller in den Jahren 1848 bis 51 wiederholt Stipendien zukommen zur weiteren Ausbildung, die Keller dazu benützte, einen Winter (1848/49) in Heidelberg Vorlesungen zu hören und nachher in Berlin in der Nähe

einer grossen Theaterbühne sich zum Dramatiker auszubilden. Letzteres gelang ihm zwar nicht, denn er war ebensowenig zum Dramatiker geboren wie zum Maler. Aber die Studien, die er in Heidelberg betrieb und die Vorlesungen, die er dort hörte, namentlich die Vorträge des grossen Philosophen Ludwig Feuerbach über das Wesen der christlichen Religion waren für die Weiterbildung seines Geistes und Charakters von ausserordentlicher Wichtigkeit. Keller trat zu Feuerbach in ein persönliches, ja freundschaftliches Verhältnis und wurde dadurch aus einem Saulus ein Paulus, d. h. aus einem Gottsucher ein Gottverneiner, aus einem Panhisten ein Atheist, aus einem romantischen Idealisten ein Realist, der den Glauben an einen Gott, in welcher Form er auch gedacht werden könnte, verwarf, der den Glauben an ein Weiterleben der menschlichen Seele nach dem Tode in einem Jenseits als etwas Unsinniges für immer von sich warf. Diese Revolution im Geistesleben Gottfried Kellers hatte den grössten Einfluss auf sein künftiges Schaffen, das nunmehr bis an sein Ende durchaus von dem Gedanken der Ablehnung des Gottes- und Unsterblichkeitsglaubens, dagegen aber positiv von der Pflege des Diesseitslebens der Menschheit als des einzigen wirklichen Daseins und Lebens erfüllt war.

Ueber sein Vaterlandslied urteilte denn auch Keller in späteren Jahren recht abschätziger. So sagte er in einem Briefe an seinen Freund Wilhelm Baumgartner, dem Komponisten des Liedes «O mein Heimatland», den er im Juli 1852 schrieb: «Es tut mir leid, dass der Text meines Helvetialiedes ein bisschen einfältiglich und kindlich ist», womit er eben auch jene, mit seiner neuen, 1849 gewonnenen Weltanschauung nicht mehr harmonierenden Schlussstrophen meinte: «Beten will ich dann zu Gott dem Herrn: Lasse strahlen deinen schönsten Stern nieder auf mein irdisch Heimatland».

Im Jahre 1883 fand in Zürich die 50. Stiftungsfeier der Universität statt, zu der der 64jährige Gottfried Keller den Text einer Kantate schrieb, der von Friedrich Hegar in Musik gesetzt wurde. Hegar nahm auch das Lied «O mein Heimatland» in diese Kantate hinein, ohne Keller davon zu verständigen. Das war Gottfried Keller nicht angenehm. In einem Briefe an Marie Melos, die Schwägerin seines Freundes Ferdinand Freiligrath, vom 7. Oktober 1883 entschuldigte sich Keller mit den Worten: «Das fromme Lied auf der letzten Seite existiert schon lange und wurde ohne mein Wissen eingeschaltet. Das Ganze erschien dann in der Berliner protestantischen Kirchenzeitung mit Belobigung, sodass ich nun dafür sorgen muss, dass ich nicht am Ende noch in einen kirchlichen Geruch komme. Am Fest kamen die Theologen schon, mir die Hand zu drücken; da ich aber in der andern ein Glas Rheinwein hielt, so liess ich es hingehen, um jenen nicht zu verschütten».

Aber trotz des ganz eindeutigen Bekenntnisses, das Gottfried Keller in seinem Jugendroman «Der grüne Heinrich» von seiner, den Gottes- und Unsterblichkeitsglauben verwerfenden, atheistischen Weltanschauung ablegt, das er bei der Neubearbeitung des Romans in seinen Sechzigerjahren neu bestätigte und bekräftigte, das er im «Verlorenen Lachen», im «Martin Salander» und andern Werken, in seinen Briefen und in einer Reihe von Gedichten ausspricht, kommen immer noch viele und sogar prominente Keller-Kenner immer und immer wieder mit den heuchlerischen und verleumunderischen Phrasen von Keller «dem Gottsucher, dem Gotterfüllten, der die Gottnatur nicht leugnen wollte, der den Glauben an den Herrn des Lebens wieder zu gewinnen schien», und dergleichen Unwahrheiten und Dummheiten. In Wirklichkeit hatte Gottfried Keller den Gottesglauben in jeder Form, auch in der Formulierung «Gottnatur» und den Gedanken an eine persönliche Unsterblichkeit entschieden und für immer weggelegt.

Der 62jährige Keller schrieb in einem Briefe vom 28. Februar 1881: «Der Satz Ludwig Feuerbachs: „Gott ist nichts anderes als der Mensch!“ besteht noch zu recht.»

Als am 6. Oktober 1888 Gottfried Kellers Schwester Regula

starb, mit der er die längste Zeit seines Lebens zusammengelebt hatte, liess Meister Gottfried keinen Pfarrer an ihr Grab treten. Der Bruder trat ans offene Grab, warf einen langen Blick hinab und sagte: Nu, i Gotts Name» und wendete sich tränenden Auges weg. Das war die ganze Leichenrede, die über diesem Grabe ertönte. Es hat bisher noch keiner der Herren «Christen» gewagt, diese Handlungsweise Kellers und diesen Ausspruch als ein Bekenntnis zum Gottesglauben umzulügen.

Von seinem 30. bis zum 71. Lebensjahre war Gottfried Keller Materialist und Atheist im Sinne Feuerbachs, und seine Weltanschauung, sein kostlichstes Vermächtnis, spiegelt sich schön und edel wieder in seinen Liedern der Sonnwende und des Entsegens, ganz besonders in den einfachen, herrlichen Versen:

Ich hab' in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsärmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
nun seh' ich, dass ich wohlgetan.
Ich habe neu das Herz umkränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strom,
Er rinnt mir kühlend durch die Hand.
Ich schau' hinauf zum blauen Dome
Und such' ein bess'res Vaterland.

Nun erst versteh' ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruss.
Ich weiss, wie hell die Flamme glühet,
Dass ich gleich dir vergehen muss.

Ein „schickliches“ Schlusswort.

Nach Durchsicht der sachlichen Ausführungen von Gesinnungsfreund Schiess ist eine präzise Erklärung meinerseits notwendig. Dass es verschiedene «Schicklichkeiten» geben kann, ist mir wohlbekannt. In meinen Ausführungen hatte ich nur die von der Bundesverfassung geforderte, also die amtlich normierte Mindest-Schicklichkeit im Auge. Dass jede Abdankungsrede schicklich sein kann, ist selbstverständlich und dass dem Verlangen darnach Rechnung getragen werden muss, ist ebenso selbstverständlich. Nicht minder selbstverständlich ist, dass in einer Demokratie die Behörden nicht ausserhalb des Volkes sich fühlen dürfen. Aber das heisst nicht, dass sie es, kraft ihres vom Volke verliehenen Amtes, mit den Reglementen und den Interpretationen der Oberbehörde nicht ernst zu nehmen haben, sonst kämen wir von der Demokratie in die Ochlokratie. Schief ist die Behauptung, die Vermittlung von Pfarradressen seitens der Bestattungsbeamten sei ein Zeichen von Mangel an Bindung und Kontakt weiter Volkskreise mit der Kirche. Im Gegenteil! Weil die Kirche weiss, dass viele Volksgenossen nach irgend einem Diener der Kirche fragen und nicht nach einem Laien, ist gerade ein Zeichen dafür, dass bei gewissen Anlässen ein kirchlich gezieltertes Bedürfnis sich regt, dass die grossen Massen, vielleicht unbewusst, kirchlich influenziert sind. Das Volk weiss nicht, dass eine Bestattung ohne Abdankung oder mit Abdankungsrede eines Laien, auch als schicklich zu taxieren ist. Nicht ohne Erfolg ist seit Jahrhunderten mit dem Talarrock Popanz getrieben worden. Das ist nicht unser Fehler, sondern eine Folge der jahrtausendalten Herrschaft aller Kirchen und Konfessionen. Unser Fehler besteht vielleicht darin, dass wir bisher nicht noch mehr an Aufklärung getan haben und dass nicht einmal alle, die sich